

# Gedanken zum Karfreitag

Von Walter Schmithals

Wer nach etwas sucht, das die christliche Religion von anderen Religionen deutlich unterscheidet, der stößt bald auf den Karfreitag, auf die Botschaft vom Kreuz. Im christlichen Bekenntnis begegnet das Kreuz, der Marterpfahl der Verfluchten, als Ort der Gegenwart Gottes auf unserer Erde.

Diese Kunde mag uns Abendländern vertraut sein; sie ist dennoch ungewöhnlich, und nicht von ungefähr nannte schon der Apostel Paulus das „Wort vom Kreuz“ einerseits zwar eine „Kraft Gottes“, andererseits aber ein „Argernis und eine Torheit“. Dieses Doppelgesicht ist dem Kreuz Christi geblieben, und darum konnte Luther den Kar-Freitag, den unsere Vorfahren in ihrer Sprache als Freitag der Trauer und der Klage bezeichneten, den „guten Freitag“ heißen.

In dieser Zweideutigkeit, die nur im Glauben aufgehoben wird, steht auch das letzte Wort Jesu am Kreuz, das seinen Tod deutet: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.“ Ein trostloses Wort? O nein, ein tröstliches Wort!

Zu den Leiden des Leibes treten die Qualen der Seele; der am Kreuz unseren Tod stirbt, stirbt einen doppelten Tod. Es gibt also keine Not menschlichen Lebens, unseres Lebens, der wir am Kreuz Jesu nicht begegnen. Niemand von uns kann in noch tiefere Abgründe fallen als der schuldlos Gekreuzigte. Wie sehr auch immer unsere Lasten uns zu Boden drücken, unser Leid uns das Leben vergällt, der Tod seine Triumphe feiert und das Grab seinen Raub nimmt: Er ist schon da, der Leidende, der Gequälte, der Gottverlassene; gekreuzigt, gestorben und begraben.

Und indem er da ist, ist Gott da. So, wie Jesus seine Klage der Gottverlassenheit — die Paradoxie des Glaubens — vor dem Angesicht des lebendigen Gottes anstimmt: „Mein Gott, mein Gott“, so dürfen wir uns noch im letzten Gericht der Nähe Gottes getrösten. Um Christi

Klage willen darf der Schuldige sich der Barmherzigkeit Gottes anvertrauen. Um Christi Leiden willen darf der Leidende gewiß sein, daß sein Leiden ihn nicht von Gott trennt. Um Christi Sterben willen darf der Sterbende sich in Gottes Hände legen. Um Christi Tod willen darf der Tote in Gottes Frieden ruhen.

Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen nicht, wo aus noch ein, und finden weder Hilfe noch Rat, ob wir gleich sorgen früh und spät, dann sollen wir uns nicht in den Karneval des Lebens stürzen und Vergessen suchen; dann sollen wir auch nicht in das Selbstmitleid des Aschermittwochs fliehen, das uns nicht hilft; und dann sollen wir uns nicht zu Aktionen aufmachen, Kreuz und Leid aus der Welt zu vertreiben, was doch Illusion bleibt. Sondern dann sollten wir den Karfreitag feiern, wie er gefeiert werden will, zugleich als den Tag der Klage und als den „guten Freitag“.

Dieser Tag reißt uns nicht aus Tod und Todesfurcht; er befreit uns nicht von Schwachheit und Versagen; er erhebt uns nicht über unsere Bedrängnisse und Beklommenheiten; er bringt das „Warum“ und das „Wozu“ nicht zum Verstummen. Der Karfreitag zeigt uns aber, daß es keinen Abgrund unseres Lebens gibt, in dem Gott nicht auf uns wartet als unser guter Hirte. Denn der Ort göttlicher Gegenwart auf Erden ist das Kreuz. Gericht und Gnade fallen zusammen, wenn wir Gottes Handeln im Angesicht des Gekreuzigten anschauen. Das Gericht stellt uns unter Gottes Anklage und macht uns illusionslos und ehrlich gegenüber uns selbst: Karfreitag, Freitag der Klage. Die Gnade aber tröstet uns und macht uns Mut, uns selbst anzunehmen unter dem Gericht Gottes, weil Gott selbst Teilhaber unserer Leiden und unserer Schuld ist: Karfreitag, guter Freitag.

Nicht menschliche Klugheit begreift deshalb die Wahrheit des Kreuzes, erst recht nicht menschlicher Eigenwitz, der — bis weit in die Christenheit hinein — das Kreuz überflüssig machen möchte, sondern menschliche Demut, die sich dem Gericht beugt und auf die Gnade vertraut.

# Gorbatschows Null-Lösung und der Friede Gottes

## Zu Ostern würdigt die russisch-orthodoxe Kirche das „neue Denken“

Von unserem Korrespondenten Moskau, im April

Der kalendarische Zufall will es, daß das orthodoxe Osterfest in diesem Jahr mit dem Ostern der übrigen Christenheit zusammenfällt. In den Moskauer Läden ist der Quark ausverkauft, denn in der letzten Fastenwoche werden nicht nur die gugelartigen Kuchen gebacken, sondern es wird auch die fette Süßspeise Passcha mit Butter und viel Rosinen angerührt. Die Gläubigen bereiten sich auf das wichtigste Kirchenfest des Jahres vor, und für die Priesterschaft beginnen nun sehr ernsthaft die Vorbereitungen auf die Tausendjahrfeier der russischen Kirche im nächsten Jahr.

### Der Staat nimmt Anteil

Schon jetzt ist sicher, daß der im übrigen weiterhin ganz und gar gottlose Sowjetstaat an diesem Jubiläum großen Anteil nimmt. Die Ausstrahlung, die von dem Jubiläum international ausgeht, paßt durchaus in die kommunistische Friedenskampagne. Und auf diese Weise ist es möglich, daß sich die Kirche die Kontakte zur Auslandspresse zunutze machen darf. Bei aller Trennung von Kirche und Staat — es gibt neuerdings Gemeinschaftsaktionen. So gibt es geschehen, daß der Erzbischof von Wolokolamsk, der Metropolit Konstantin Pitirim, zu einem Gottesdienst im Advent des vergangenen Jahres einlud. Pitirim ist Professor an der Theologischen Hochschule in Moskau und für die Öffentlichkeitsarbeit in der Moskauer Diözese zuständig. Wolokolamsk ist eine Kleinstadt im Westen Moskaus, Bischofsitz nur aus historischen Gründen. Aber die Stadt ist ein Verkehrsknotenpunkt, und im „großen vaterländischen Krieg“ war sie Schauplatz heldenhaften Widerstands in der Schlacht um Moskau im Winter 1941.

So kann der Erzbischof zweierlei verbinden: die Kranzniederlegung an den Denkmälern des

Krieges und die Feier in seiner bescheidenen Episkopalikirche, die er durch den kraftvollen Gesang von Priesterschülern aufwertet.

Oder in der Fastenzeit eine Reise nach Pskow, 715 Kilometer nordwestlich von Moskau, wo es ein großartiges Höhlenkloster gibt. Am Tor empfängt uns der Archimandrit Nafanail als Vertreter des Ältestenrates. Sein Alter ist schwer zu schätzen. Er ist kaum mehr als Haut und Knochen, und auf der mageren Brust unter dem dunkelgrauen Bart trägt er ein kunstvolles Kreuz aus Elfenbein. Der Alte ist nicht ohne Eitelkeit und mischt in seinen Vortrag ab und zu eigene Gedichte. Pskow, das einst zur Hansestadt Nowgorod gehörte und den deutschen Namen Pleskau hatte, ist allzeit Grenzbefestigung gewesen, und so erging es auch dem Kloster, das im 15. Jahrhundert durch Eremiten gegründet wurde und sich im 16. Jahrhundert als Festung bewähren mußte.

Hier, im Nordwesten des russischen Reiches, stürmten die Polen, die Schweden und vor allem der Deutschritterorden an. Der Heilige Ort erwies sich als uneinnehmbar. Sein Schutzpatron, der wundertätige Heilige Nikolaus, stellt sich auf einer Ikone sehr energisch dar, mit dem Modell des Klosters in der Linken und mit dem blanken, erhobenen Schwert in der rechten Hand. Draußen, vor einer der acht Kirchen des Klostergeländes, warten geduldig die Gläubigen, obwohl die Tage noch nicht gekommen sind, da die Speisen zu Ehren der Auferstehung gesegnet werden. Die vielfältige Historie schrumpft vor dem Ritual zusammen. In einer Ecke ist eine blankgeputzte Messingtafel zu erkennen, darauf stehen 5000 Namen aus dieser Region, die im Kampf gegen Napoleon, im ersten vaterländischen Krieg, gefallen sind.

### Ein strenges Gelübde

Ein Fastenmahl mit den 84 Mönchen des Klosters. Das Menü besteht aus Piroggen, Äpfeln, Gurken, Tomaten und eingelegten Pilzen zur Vorspeise, nicht zu vergessen Zwiebeln und Knoblauch. Die Laienbrüder servieren dann eine Bohnensuppe, schließlich die Hafersuppe („Kascha“) mit reichlich Butter. Dazu gibt es in großen Karaffen Kwas, das Nationalgetränk aus vergorenem Brot. Ein Mönch mit der Kapuze fällt auf, der nicht ansprechbar ist. Er ist ein Beispiel für „Schima“ — er hat ein Gelübde auf sich genommen und folgt selbstgesetzten Verpflichtungen, die strenger als die Klosterregeln sind. Einer aus dem Ältestenrat, der heute Namenstag hat, bekommt ein Geschenk, ein Gebäck aus ungesäuertem Teig, und rühmende Worte vom Prior Gabriel.

„Welche Rolle, Archimandrit Gabriel, spielt die Kirche im sozialistischen Staat?“ In seinem engen Wohnzimmer mit den Jugendstilmöbeln, unter dem Kristallkronleuchter, spielt er den bescheidenen Mönch: „Die Frage wird in Moskau beantwortet. Ich bin nur verantwortlich für dieses Kloster.“ Konflikte? „Der Staat macht die Gesetze.“ Doch weiß man, was man dem Staat notfalls schuldig ist. Das ist mehr als die Abgaben, die das Kloster aus seinen landwirtschaftlichen Einnahmen leistet. Für die Milderung der Tschernobyl-Folgen haben die Brüder aus der Gemeinschaftskasse zum Beispiel 30 000 Rubel gespendet. Prior Gabriel hätte, was er sich nicht anmerken läßt, das Gespräch auch in einer westlichen Fremdsprache führen können. Der 47jährige Kleriker, der nach dem Theologiestudium in Leningrad 1966 zum Priester geweiht wurde, war zwei Jahre lang Sekretär am russisch-orthodoxen Kloster in Jerusalem gewesen, hat zwei Jahre in Finnland und wiederholt auf Zypern amtiert. Sehr viel Weltgewandtheit, die in Pskow im verborgenen blüht.

### Ins Gebet eingeschlossen

Oder doch nicht im verborgenen? Das Kloster wird vermutlich nicht allein wegen seiner weltentrückten Schönheit einem internationalen Publikum vorgeführt. Der Prior ist ein Mann, der glaubwürdig für das neue, keineswegs einfache Verhältnis zwischen Politik und Religion steht. Gabriel gibt sich selbstbewußt, erwähnt mit kühler Beiläufigkeit die Rubrik „antireligiöse Agitation“ in der Lokalzeitung. Die Kirche aber, sagt er, ist tausend Jahre alt, und sie wird weiterleben. Andererseits gibt er der weltlichen Herrschaft, was des kommunistischen Regimes ist, und er läßt es nicht fehlen an der Anerkennung für die Abrüstungsvorschläge Gorbatschows. Ins Gebet werden die Regierenden allemal eingeschlossen.

Zu Ostern wird Prior Gabriel die Botschaft des Patriarchen Sergej Pimen verlesen. Das Oberhaupt der Kirche, Träger der goldenen Medaille des sowjetischen Friedenskomitees, fordert darin alle Gläubigen im Sinne des Großen „Friede sei mit euch“ auf, „für die Anstrengungen unseres großen Vaterlandes einzutreten, die das Ziel haben, die Welt vom Pesthauch der Atomwaffen zu befreien“. Auch die „Erneuerung des politischen Denkens“ wird in diesem Zusammenhang gewürdigt. Und so berühren sich zu Ostern am Altar die menschlichen Pläne für die Null-Lösung bei Raketen-Systemen und der Friede Gottes. Die russisch-orthodoxe Kirche hat sich, bereit zu Gegenleistungen, auf das „neue Denken“ des Generalsekretärs eingestellt. Hans-Joachim Deckert

# Manche Staatsdiener antichambrieren bereits bei der CDU

## Gibt es auch in Hamburg einen politischen Wechsel?

Von unserem Korrespondenten Hamburg, im April

Draußen an der Eingangstür des Bürgerhauses im Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg standen die traurigen Worte: „Abschied und Trennung, 1. Stock“. Gemeint war offenbar eine hilfreiche Veranstaltung für trauernde Bürger an einem der nächsten Tage. Am Wochenende zuvor hatten hinter der Tür im Parterre die Delegierten eines Landesparteitages der Sozialdemokraten getagt. Unter den Porträts der beliebten früheren Bürgermeister Max Brauer und Herbert Weichmann versuchten sie einander Mut zu machen, um so doch noch dem zu entgehen, was draußen in anderem Zusammenhang geschrieben stand, Abschied und Trennung — hier von der Macht im Stadtstaat.

Es wurde nicht der große Aufbruch aus tiefem Tal. Der war nach der deprimierenden Hessenwahl auch nicht zu erwarten. Aber immerhin, die Genossen entdeckten angesichts der drohenden Niederlage bei der Bürgerschaftswahl am 17. Mai Tugenden, die ihnen bisher ferngelegen hatten. Etwa die Einigkeit. Gewiß, es gab ein paar Delegierte, die nicht einsehen wollten, daß der Parteitag eine Koalitionsaussage zugunsten der FDP machen sollte, die ja viel lieber mit der CDU zusammengehen möchte. Doch diese Minderheit konnte den Parteifrieden nicht stören. Die große Mehrheit stimmte für die die FDP.

In einigen Kilometern Entfernung sorgte sich indes der CDU-Landesvorsitzende Echternach im Haus der Patriotischen Gesellschaft um den Gesundheitszustand der Sozialdemokraten. Innerlich zerrissen seien sie, zerschlagen und verbraucht. Echternach kennt die richtige Therapie. Er möchte ihnen Ruhe verordnen, Ruhe von der nun schon 30 Jahre währenden Macht.

Die Vordermänner der Union haben in diesen Wochen einige Mühe, ihre Parteifreunde vor dem Ausfließen zu bewahren. Die Vorfreude auf die Macht bringt manch einen Christdemokraten außer Rand und Band. So mahnt denn der CDU-Spitzenmann Perschau zu harter Arbeit, um bei Nicht- und Wechselwählern die Stimmen zum Sieg einzuholen.

So ganz genau weiß es natürlich niemand, wie es am 17. Mai kommen wird. Die Auren

stochern schließlich im Nebel. Ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen SPD und Grünen einerseits, CDU und FDP auf der anderen sagen sie voraus. Aber 17 Prozent der Hamburger wissen noch gar nicht, wen sie wählen wollen.

Das waren noch Zeiten, als die Meinungsforscher wußten, wie die Lage gerade war und wie sie sich entwickeln würde, was die Bürger mochten und was nicht. Der Wahlabend birgt wieder Überraschungen.

Worauf also setzen die Parteien im Stadtstaat Hamburg, wenn die Wähler pendeln und sich erst in letzter Minute entscheiden? Selbstverständlich wurden Papiere und Programme für die Wahl verabschiedet. Soll die ganze Republik schwarz werden?, fragt Bürgermeister Klaus von Dohnanyi das Wahlvolk.

Winderzaust kommt sein Gegenspieler Perschau auf den Stellschildern daher. „Nun reicht es“, steht in großen Buchstaben darüber. Manch Betrachter und Leser wird sich fragen, wem da was eigentlich reicht. Reicht es etwa, weil nun der Perschau kommt?

Die beiden kleinen Parteien, auf die es am 17. Mai wahrscheinlich ankommt, bleiben zu Beginn des kurzen, aber gewiß noch heftigen Wahlkampfes im zweiten Glied. Von ihnen wird viel gesprochen, sie selbst kommen bisher nur wenig zu Wort.

Die Grün/Alternative Liste hat sich zunächst einmal wieder die Koalitionsfrage gestellt. Ein Teil der Partei — wie die umweltpolitische Sprecherin Thea Bock — wollte weg vom harten Tolerierungspapier und näher hin zu schmiegsamen Bedingungen, die eine Annäherung von Grünen und SPD möglich machen könnten. Doch die Grünen blieben in der Mehrheit hart. So ist die Partei erst einmal heraus aus den Bündnisspekulationen. Die Frage ist, wie die Wähler reagieren werden, die der Partei bei den jüngsten Bürgerschaftswahlen immerhin 10,4 Prozent der Stimmen gegeben hatten.

Die Sozialdemokraten haben sich längst nach Grün hin abgezogen. Ohne Koalition kein Regierungsbündnis, so lautet die im März von Dohnanyi ausgegebene Parole. Sie wurde vom Landesparteitag der Sozialdemokraten bestätigt. Dort machte sich niemand mehr zum Befürworter eines rot-grünen Tolerierungsbündnisses.

Stattdessen also hoffen auch die Sozialdemokraten, wie auch die Politiker der CDU, auf liberale Hilfe beim Regieren. Die FDP ist zwar seit 1978 nicht mehr in der Bürgerschaft vertreten, aber sie hat nach ihrem guten Abschneiden bei der jüngsten Bundestagswahl alle Aussichten, es im Mai zu schaffen. Ihre Parole: Ohne FDP kann Hamburg nicht regiert werden.

Die SPD wettet im Wahlkampf gegen die Bonner FDP-Politik; sie wirft der Partei vor, für die oberen Zehntausend zu arbeiten und das

auf Kosten des letzten Drittels dieser Gesellschaft. Da fragt der CDU-Spitzenkandidat Perschau, wie lange die FDP solche Angriffe noch dulden wolle, „ohne der SPD endgültig und unmißverständlich eine Absage zu erteilen“.

In den nächsten Wochen wird jeder gegen jeden kämpfen. Mit der Koalitionsfrage allein läßt sich kein Wahlkampf gestalten, lassen sich die bisherigen Nichtwähler nicht hinter dem Ofen hervorlocken. Aus der großen Gruppe der politischen Abstinenten erhoffen sich CDU und SPD die entscheidenden Zugewinne. Im Dezember 1982 waren noch 84 Prozent der Wahlberechtigten an die Urnen gegangen, am 9. November vergangenen Jahres nur noch 78 Prozent.

Die Hessen-Wahl, so hofft die CDU jetzt, habe den Hamburgern Mut gemacht, den SPD-Senat endgültig zu kippen. Noch darf auch bei der SPD gehofft, noch kann spekuliert werden. Die Vorzeichen können trügen. Aber immerhin, die CDU schöpft zusätzlichen Optimismus aus der Tatsache, daß sich inzwischen täglich Beamte aus den bisher sozialdemokratisch dominierten Behörden beim Spitzenkandidaten der Union, Perschau, gegenseitig die Klinke in die Hand geben. Die Zeiten sind unsicher geworden, da sorgt manch ein Staatsdiener lieber vor.

Karsten Plog

# Die NATO hält an ihrer Strategie fest

Von unserem Korrespondenten Brüssel, 16. April

Nach der Sondersitzung des Nordatlantiktreaty am Donnerstag in der Brüsseler NATO-Zentrale war es dankenswerterweise der Bundesaußenminister, der in einen Begriffswirrwarr Klarheit brachte. Dieser Zeitung erklärte Genscher, die Vokabel von der Ent-Nuklearisierung sei „wie viele oberflächliche Begriffe“ in die Diskussion eingebracht worden ohne vorherige Klärung — und das habe „keinen Sinn“. Tatsächlich stelle kein NATO-Land die Strategie des Bündnisses in Frage.

Dies ist eine Kurzfassung für die enorm wichtige Einsicht: Solange der Osten in Europa mit den konventionellen Streitkräften je nach Waffengattung anderthalb- bis sechsfach überlegen ist, kann die NATO auf Atomwaffen nicht völlig verzichten. Das geht aber weiter. Mit den „strategischen“ nuklearen Interkontinentalwaffen erreicht die Sowjetunion nicht nur die 12 000 Kilometer fernen USA, sondern erst recht das näher gelegene NATO-Europa. Eine Ent-Nuklearisierung läßt sich also auch bei konventionellem Gleichstand auf niedrigstem Niveau nicht ohne weiteres vorstellen. Sie kann mithin vorläufig kein Thema sein.

Worüber man reden will mit dem Osten, sollen Expertengruppen der Allianz-Staaten nun umgehend formulieren, damit die USA rasch und in Kenntnis der Meinung aller Bündnispartner mit der UdSSR Verträge über die Null-Lösung für Mittelstreckenraketen größerer Reichweite und über ausgeglichene Regelungen bei anderen Waffensystemen aushandeln können. Null-Lösungen sind um so besser, wenn sie zum Zugzwang für immer mehr Abrüstung in anderen Bereichen führen.

Hämische Bemerkungen, statt daß die NATO nach Gorbatschows Angeboten zupackte, entdeckte sie nur Bedenken, gehen am Thema vorbei. Nach vielen schlechten Erfahrungen sieht sich der Westen vielleicht einer „anderen“ Sowjetmacht als bisher gegenüber. Darauf muß man sich mit konkreten Positionen in der Sicherheitspolitik erst einmal einstellen.

Hermann Bohle



Immer bestens informiert.

Zeichnung: Behrendt

**MORGEN** — schon ab 19.00 Uhr am Kiosk in der City (Kurfürstendamm, Bahnhof Zoo und Umgebung) sowie in den Bezirkszentren (Forum Steglitz, Hermannplatz, Mehringdamm/Yorkstraße, Leopoldplatz, U-Bahnhof Neu-Westend):

**DIE OSTERFESTAUSGABE**  
DER TAGESSPIEGEL

# Das Combi-Ereignis



# Boeldicke

Gehen Sie auf Tuchfühlung!  
Unsere neuen Frühjahrs-Kombinationen „cool-wool und Baumwolle“ in den Farbthemen Safari, Karibik und Maritim sind jetzt hochaktuell! Zum Beispiel gecrashte Baumwollröcke 139,-, beschichtete Jacken 249,-, Hosen in Leinen oder pflegeleichten Qualitäten ab 99,- oder Blusen mit feinen Streifen oder Karos 39,90